

Das Glück der Kinderlosen

Politischer Aktivismus und epistemischer Wandel in den 1970er Jahren 

von Pascal Germann

Im Jahr 1971 veröffentlicht die US-amerikanische Autorin Ellen Peck ein Buch, das sie mit Erinnerungen an eine Europareise beginnen lässt. Dabei beschreibt sie Momente des Glücks, die sie gemeinsam mit ihrem Ehemann erfahren durfte: den Besuch eines mittelalterlichen Schlosses an der Loire, den Genuss eines Chateaubriands in Paris, das Musikhören in einem Café in Dijon, ein Picknick mit eisgekühltem Champagner in Südfrankreich oder Übernachtungen in einem idyllischen Chalet in den Alpen. Als besonders unvergessliche Erfahrung von sowohl individuell als auch gemeinsam erlebtem Glück schildert sie einen Sommerabend in der Altstadt von Bern. Sie beschreibt, wie die letzten Sonnenstrahlen den majestatischen „Zeitglockenturm“ erhellt haben, und kontrastiert dessen Geschichtswürdigkeit mit der unbeschwerten Zeitlosigkeit, die das bunte Treiben in den Gassen bestimmte. Jugendliche sitzen zusammen, es wird musiziert, getanzt, geküßt und die Klänge von Rolling Stones' *Satisfaction* scheinen die Autorin in einen Schwebezustand zu versetzen. Der „Summer of Love“ in der Berner Altstadt überschreitet jedoch keine Grenzen etablierter Moral. An Ellen Pecks Seite ist stets ihr Ehemann, der die Erlebnisse photographisch festhält und mit dem sie während der Europareise ihren fünften Hochzeitstag feiert. Drogen sind zudem keine im Spiel, wie die Autorin festzuhalten für nötig hält.¹

Was also ermöglichte die Glückserlebnisse des Ehepaars Peck? Offensichtlich setzten sie finanzielle und habituelle Ressourcen voraus, über die das Paar als Zugehörige einer weißen, gebildeten Mittelklasse verfügte. (West-)Europareisen erwiesen sich für diese zunehmend als erschwinglich. Sie fungierten als Statussymbole, die soziale Distinktion ermöglichten, und um die transatlantischen Bindungen zu stärken, erfuhren sie im Kalten Krieg eine gezielte Förderung.² Das Bestreben Pecks, Glücksgewinne mittels privaten Konsums zu erzielen, entspricht zudem politischen Erwartungen in der „consumers‘ republic“ der Nachkriegszeit, als Massenkonsum zur zentralen Erfolgsbedingung der Nation erhoben wurde.³

Ellen Peck stellt jedoch eine ganz andere Voraussetzung ihrer Glückserfahrungen ins Zentrum und diese Voraussetzung ist das Thema ihres Buches: Die Erlebnisse in Europa und ihr glückliches Eheleben seien nur möglich, weil ihre Ehe kinderlos sei, und zwar aufgrund eines bewussten Entscheides, den sie gemeinsam mit ihrem Mann

1 Ellen Peck, *The Baby Trap*, New York 1971, 9–13.

2 Christopher Endy, *Cold War Holidays. American Tourism in France*, Chapel Hill 2004.

3 Lizabeth Cohen, *A Consumers' Republic. The Politics of Mass Consumption in Postwar America*, New York 2003.

gefällt habe.⁴ Pecks *The Baby Trap*, so der Titel des Buches, ist ein emphatisches Plädoyer für Kinderlosigkeit, dessen Kernbotschaft lautet, Elternschaft bilde ein Hindernis für ein Glück zu zweit. Sie belaste das Sexualleben ebenso wie die Finanzen, verhindere romantische Zweisamkeit, aufregende Erfahrungen und intensive Gespräche und schränke die Möglichkeiten individueller Entfaltung und beruflicher Karrieren beider ein, was sich wiederum negativ auf die Ehe auswirke. Pecks Glück war also in erster Linie als ein Eheglück zwischen Mann und Frau konzipiert, womit es sich bestens in die heteronormative Geschlechterordnung der Nachkriegszeit einfügen ließ. Trotzdem erschütterte das öffentlich dargelegte Glück des kinderlosen Ehepaars verbreitete Werthaltungen. Es stand in fundamentalem Widerspruch zu einem Kernelement der politischen Kultur des Kalten Krieges: der Norm des häuslichen Familienglücks, in dessen Zentrum die Geburt und das Aufziehen von Kindern stand.⁵

Ellen Peck war nicht die erste und schon gar nicht die einzige kinderlose Autorin, die gegen den Reproduktionsimperativ der Nachkriegszeit anschrieb. Bereits in den 1960er Jahren sorgten entsprechende Texte für aufgeregte Reaktionen und in den 1970er Jahren erschienen zahlreiche Bücher zu freiwilliger Kinderlosigkeit.⁶ Keines entfaltete aber eine so breite Resonanz wie *The Baby Trap*. Bereits nach zehn Tagen war die erste Auflage von 10.000 Exemplaren ausverkauft und es folgten zahlreiche Neuauflagen. Als „the bible of the militant childless“⁷ übte das Buch einen enormen Einfluss auf eine entstehende soziale Bewegung aus, die man als *non-parent* oder *child-free movement* bezeichnete.⁸ Ein zentraler Akteur dieser Bewegung war die National Organization for Non-Parents (NON), die Ellen Peck gemeinsam mit ihrem Mann und drei Mitstreiter*innen im Jahr 1972 gründete. Die Organisation setzte sich für die soziale Akzeptanz von Kinderlosigkeit ein, bekämpfte den Pronatalismus in Medien, Erziehung und Politik und bot Unterstützung für Individuen und Paare, die sich für einen kinderlosen Lebensstil entschieden. Zum ersten Mal formierte sich somit eine Organisation, in der freiwillig Kinderlose als politische Akteure in Erscheinung traten. Das in den frühen 1970er Jahren neu aufkommende Adjektiv *childfree* war dabei geeignet, um Kinderlosen *agency* zu verleihen: Im Unterschied zu *childless* war es nicht mit Mangel und passivem Erleiden assoziiert, sondern konzipierte Nichteltern

4 Peck, Baby Trap, 13–16.

5 Elaine Tyler May, *Homeward Bound. American Families in the Cold War Era*, New York 1988; Marilyn Irvin Holt, *Cold War Kids: Politics and Childhood in Postwar America, 1945–1960*, Lawrence 2014.

6 Einer der frühesten Texte war *Gael Greene, A Vote Against Motherhood*, in: *Saturday Evening Post*, 26.01.1963. Für einen Überblick siehe Bowling Green State University (BGSU), Archive, MS 373: National Alliance for Optional Parenthood: Toledo Area Affiliate (Ohio), Box 1, Folder 25, Bibliographies.

7 BGSU, Archive, MS 373, Box 2, Folder 4, *Sharon Schlegel, Non-Parents*, in: *Sunday Times* (Trenton New Jersey), 15.07.1973.

8 Die *Childfree Movement* hat wenig historiographische Beachtung gefunden. Ausnahmen sind ein Kapitel in Elaine Tyler Mays Buch zur Geschichte der Kinderlosigkeit sowie ein Aufsatz von Jenna Healey, der den *Childfree*-Aktivismus in die politischen Strömungen der 1970er Jahre einbettet: *Elaine Tyler May, Barren in the Promised Land. Childless Americans and the Pursuit of Happiness*, New York 1995, 181–209; *Jenna Healey, Rejecting Reproduction. The National Organization for Non-Parents and Childfree Activism in 1970s America*, in: *Journal of Women's History* 28 (2016) H. 1, 131–156.

als handelnde Subjekte, die selbstbestimmte Reproduktionsentscheidungen fällen. Im Kern zielt der *Childfree*-Aktivismus dementsprechend darauf ab, Nichtelternschaft als eine bewusst gewählte und rational begründete Lebensweise zu legitimieren.

Demonstrationen des eigenen, kinderlosen Glücks, wie sie Peck an den Anfang ihres Bestsellers stellte, spielten bei diesen Bemühungen eine zentrale Rolle. Sie ließen sich als Argumente gegen reproduktive Normen einsetzen, die sich nicht zuletzt über wirkmächtige Vorstellungen von einem in der Natur verankerten Mutterglück (seltener auch Vaterglück) mental verankert hatten. Das kinderlose Glück der 1970er Jahre war also ein politisch inszeniertes Glück, das Aktivist*innen öffentlich zelebrierten und propagierten, aber es war auch eines, das Paare und Individuen unter oftmals schwierigen Umständen suchten und erarbeiteten.

Diese Erfahrungen, Inszenierungen und Praktiken des Glücks interagierten mit neuen sozialwissenschaftlichen Forschungen. Seit Mitte der 1960er Jahre und vermehrt in den 1970er Jahren kam es zu einem Aufschwung von Untersuchungen, die darauf abzielten, die Lebenszufriedenheit und das Wohlbefinden von ganzen Bevölkerungen empirisch zu bestimmen, um dergestalt Grundlagen für eine effiziente und rationale Sozial- und Gesellschaftspolitik zu liefern.⁹ Diese Forschungen trugen insgesamt dazu bei, Glück und Lebensqualität als legitime Ziele der Politik und als messbare Konzepte der Wissenschaft zu etablieren, und legten damit die Grundsteine für den steilen Aufstieg der Glücksforschung seit den 1980er Jahren zu einem der politisch und gesellschaftlich einflussreichsten Feldern der Sozialwissenschaften.¹⁰ Einer der aufsehenerregenden und vieldiskutierten Befunde dieser empirischen Studien der 1970er Jahre lautete, dass verheiratete Kinderlose im Durchschnitt glücklicher seien als verheiratete Mütter und Väter. Vorstellungen des kinderlosen Glücks gewannen somit wissenschaftliche Überzeugungskraft.

Dieser Beitrag untersucht, wie es zu dieser unwahrscheinlichen Kopplung von Kinderlosigkeit und Glück kam. Die Kinderlosen und ihre Emotionen standen am Ausgangspunkt von Zeitdiagnosen, die noch heute das Bild der 1970er Jahre prägen. So war der festgestellte Trend zur Nichtelternschaft eines der Beispiele von Ronald Inglehart, um seine These eines Wertewandels, einer Verschiebung von materiellen zu postmateriellen Selbstverwirklichungswerten, zu plausibilisieren.¹¹ In kulturkritischer Absicht ließ sich die selbst gewählte Kinderlosigkeit zudem als Ausdruck eines atomisierten Individualismus der 1970er Jahre deuten. Besonders starke Beachtung fand Tom Wolfes Diagnose einer „Me Decade“, als deren Sinnbild er eine kinderlose „Karrierefrau“ imaginierte, die sich in Selbsthilfeseminaren um ihre größte Sorge, ihre Hämorrhoiden, kümmerte.¹² Dies verdeutlicht, wie sehr die einflussreiche Vor-

⁹ Pascal Germann, The Quality of Life Turn. The Measurement and Politics of Wellbeing in the 1970s, in: KNOW: A Journal on the Formation of Knowledge 4 (2020) H. 2, 295–324; Stephen J. Macekura, The Mismeasure of Progress. Economic Growth and its Critics, Chicago 2020.

¹⁰ Zur Intellectual History der Glücksforschung Daniel Horowitz, Happier? The History of a Cultural Movement That Aspired to Transform America, Oxford 2018.

¹¹ Ronald Inglehart, The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles Among Western Publics, Princeton 1977.

¹² Tom Wolfe, The Me Decade and the Third Great Awakening, in: ders., Mauve, Gloves & Madmen, Clutter & Vine, New York 1976, 126–167.

stellung eines Ich-zentrierten Jahrzehnts auf geschlechtsspezifischen Stereotypen und Wertungen basiert.

Statt kinderlose Frauen und Männer lediglich als Symptome eines Jahrzehnts zu verstehen, treten sie in diesem Beitrag als mitgestaltende Akteure in Erscheinung, als Akteure eines politischen Aktivismus sowie als epistemische Akteure, die Wissen hervorbrachten, mitformten, übernahmen, vermittelten, aneigneten oder veränderten. Wie interagierten diese neu auftretenden Akteure mit dem sozialwissenschaftlich erforschten und medial geformten Glückswissen in den 1970er Jahren und welche Folgen hatten diese Wechselwirkungen für die Wissenschaft vom Glück einerseits und für die die Subjektivität und Politik der Kinderlosen andererseits?

Um diese Zusammenhänge zwischen politischem Aktivismus und epistemischem Wandel auszuloten, folgt dieser Beitrag einem wissenschaftshistorischen Ansatz.¹³ Gegenüber einer wissenschaftshistorischen Perspektive zeichnet sich dieser dadurch aus, dass er erstens den Blick auf Akteure außerhalb der Wissenschaften erweitert und zweitens den Fokus verschiebt, von der *Produktion* zur *Zirkulation* des Wissens, wobei diese Bewegungen des Wissens nicht frei sind, sondern durch mediale Formate und Machtbeziehungen ermöglicht, kanalisiert und begrenzt werden. Aus diesem Blickwinkel entsteht Glückswissen nicht einfach in exklusiven Settings der Wissenschaft oder der Philosophie und diffundiert von dort in die Gesellschaft. Vielmehr legt die Wissenschaftsgeschichte das Augenmerk auf die Transformationen, die Vorstellungen und Praktiken des Glücks erfahren, wenn sie zwischen Wissenschaft, Politik und Gesellschaft zirkulieren. Um solche Interaktionen zu untersuchen, spürt dieser Artikel dem kinderlosen Glück in unterschiedlichen Quellen nach, in wissenschaftlichen Publikationen und Statistiken, in populärwissenschaftlichen Darstellungen und Medienberichten, in offiziellen Verlautbarungen und internen Kommunikationen von NON sowie schließlich in Publikationen, Interviews und Briefen von jenen, die sich als *childfree* bezeichneten. Glück wird somit weder als ein ahistorisches Phänomen noch lediglich als Artefakt der Sozialforschung verstanden. In den Blick kommt es vielmehr als ein vielfältig einsetzbares und wandelbares Kommunikationsmedium, das politische Botschaften transportiert, gesellschaftliche Positionierungen ermöglicht und Selbstverhältnisse prägt.

1. „None is Fun“: Die National Organization for Non-Parents

Als die National Organization for Non-Parents 1972 gegründet wurde, erhielt die Organisation zwar rasch Zulauf. Auch aufgrund hoher Fluktuation stieg jedoch die Mitgliederzahl nie wesentlich über 2.000, wobei die Mitglieder fast ausschließlich weiß, überdurchschnittlich gebildet sowie mehrheitlich verheiratet und unter 35 Jahren

13 Konzeptionell beziehe ich mich hier insbesondere auf *Philippe Sarasin*, Was ist Wissenschaftsgeschichte?, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Deutschen Literatur 36 (2011) H. 1, 159–172; *Lorraine Daston*, The History of Science and the History of Knowledge, in: *KNOW: A Journal on the Formation of Knowledge* 1 (2017) H. 1, 134–142; *Johan Östling*/u. a. (Hg.), *Circulation of Knowledge. Explorations in the History of Knowledge*, Lund 2018.

waren.¹⁴ Trotz dieser im Vergleich zu anderen sozialen Bewegungen relativ bescheidenen Größe gelang es der Organisation, eine enorme Medienpräsenz zu erreichen. Allein im Jahr 1976 strahlten Radio- und Fernsehsendungen über 100 Interviews mit NON-Mitgliedern aus und Zeitungen interviewten mehr als 60 Mitglieder.¹⁵

Zur starken medialen Aufmerksamkeit trugen eine professionelle Öffentlichkeitsarbeit und medienwirksame Auftritte bei. So erklärte die Organisation erstmals im Jahr 1973 den 1. August zum Tag der Nichteltern und lud Reporter zu einer außergewöhnlichen Zeremonie ein. Begleitet von Unfruchtbarkeitstänzen, die zierliche Frauen im New Yorker Central Park aufführten, kürte die Organisation jeweils ein Paar zu den Nichteltern des Jahres, die im Anschluss mit Lorbeerkränzen gekrönt und unter dem Applaus jugendlicher NON-Aktivist*innen in einer Limousine durch Manhattan chauffiert wurden.¹⁶ Das sorgfältig orchestrierte *Media Happening* diente zum einen als Vehikel, um die Botschaften der Organisation öffentlich zu verbreiten, und zum andern war die Inszenierung die Botschaft selbst: Die tanzenden Grazien und lachenden jugendlichen Gesichter, die Fotografen während der Zeremonie einfingen, standen im maximalen Kontrast zum Bild der Verzweiflung, das der Kinderlosigkeit in der Nachkriegszeit anhaftete, und brachte stattdessen das Gegenbild eines unbeschwerten, kinderlosen Glücks zur Aufführung. „None is Fun“ lautete dementsprechend der bekannteste Werbeslogan von NON, der gleich einen doppelten Glücksgewinn versprach, als Folge eines kinderlosen Lebensstils und als Mitglied der Organisation.

In der breiten medialen Berichterstattung über NON zeigten nicht wenige Journalist*innen Verständnis für ihre Anliegen. Der NON-Aktivismus und ihr öffentlich demonstriertes Glück stießen aber auch auf resolute Ablehnung. Der am 1. August 1974 zum Nichtelter des Jahres gekürte Schriftsteller Dan Wakefield berichtete etwa im *New York Magazine* über geradezu feindselige Reaktionen. Welche seiner neun Kinder er eliminieren müsse, habe etwa ein Reporter während der Zeremonie gefragt, und ein Bekannter habe ihm per Telefon mitgeteilt, dass seine Krönung zum Nichtvater des Jahres für ihn gleichbedeutend damit sei, wie wenn ein Freund sich öffentlich zum Nazismus bekennen würde.¹⁷ Ablehnende Stimmen waren auch in den Medien präsent. Die kinderlose Ehe stelle eine Gefahr für die Gesellschaft dar, ließ sich etwa ein Psychiater in einem 1973 erschienenen Bericht zu Kinderlosigkeit zitieren; denn wer bewusst auf Kinder verzichte, frage als nächstes: „why have marriage?“¹⁸

Offensichtlich vermochte die *Childfree Movement* Unsicherheiten und Ängste auszulösen und diese verdeutlichen, wie Fragen von Reproduktion, Sexualität und Familie umkämpfter waren als es dominante Deutungen der Ära nahelegen. Die 1970er Jahren waren eben nicht nur ein Jahrzehnt der Liberalisierung, das die konservative Nachkriegszeit mit ihrem Kernfamilienideal ablöste und der reproduktiven Freiheit

14 Larry D. Barnett/Richard H. MacDonald, A Study of the Membership of the National Organization for Non-Parents, in: *Biodemography and Social Biology* 23 (1976) H. 4, 297–310.

15 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 21, Progress Report 1976.

16 Judy Klemesrud, A King and a Queen, but There Are No Princes or Princesses in Sight, in: *New York Times*, 2.8.1973; Dan Wakefield, Highlights of a NON-Event, in: *New York Magazine*, 09.09.1974.

17 Wakefield, Highlights.

18 Zit. nach Schlegel, Non-Parents.

zum Durchbruch verhalf.¹⁹ Das Jahrzehnt erlebte auch den Aufschwung einer religiös-konservativen Rechten, und vor dem Hintergrund von steigenden Scheidungsraten, ökonomischen Turbulenzen und Erwartungen einer anbrechenden „Me Decade“ fanden Ängste über moralische Permissivität, die Erosion von Familienwerten und einen angeblichen weiblichen Egoismus Eingang in den Mainstream.²⁰ In solchen Diskursen avancierte freiwillige Kinderlosigkeit zu einem Symbol von ökonomischem und moralischem Niedergang.

Ängste ließen sich dabei auch mit Verweis auf demographische Befunde schüren. So zitierten Medien immer wieder dieselben Angaben des *Census Bureau*, nach welchen sich die Anzahl von Frauen, die kinderlos bleiben wollten, zwischen 1967 und 1971 verdreifacht habe.²¹ Aufgrund dieser Zunahme war bereits von einer „era of childless marriages“²² die Rede. Schon ein Blick auf die Prozentzahlen relativiert solche Zuschreibungen: Die erwähnte Zunahme bezieht sich nämlich auf eine Steigerung von 1.3 auf 3.9 Prozent, also auf eine kleine Minderheit. Aus einer längeren historischen Perspektive lässt sich zudem feststellen, dass vor den 1930er Jahren die Rate der Kinderlosigkeit konstant höher war als in den 1970er Jahren.²³ Als auffallend und erklärbungsbedürftig erscheint deshalb eher das mittlere Drittel des 20. Jahrhunderts, das im Vergleich zu davor und danach sehr niedrige Raten von Kinderlosigkeit aufwies. Trotzdem ist zeitgenössisch der konstatierte Anstieg von freiwilliger Kinderlosigkeit als Indiz für genuin ‚neue‘ Trends in den 1970er Jahren angeführt worden, so auch, wie erwähnt, für Ingleharts These eines Wertewandels.

Plausibler ist es, den *Childfree*-Aktivismus in den Kontext von politischen Strömungen der Zeit einzuordnen. Es sind insbesondere drei politische Bewegungen, die zur Gründung von NON beitrugen und aus denen Aktivist*innen ihre Argumente schöpften.²⁴ Dies ist erstens die *population control movement*, die sich für die Begrenzung des weltweiten Bevölkerungswachstums einsetzte.²⁵ Eine wichtige Referenz für NON waren die Schreckensszenarien einer globalen Bevölkerungskatastrophe, wie sie der Biologe Paul Ehrlich skizzierte. In seinem 1968 erschienenen Buch *The Population Bomb*²⁶ sagte er für die 1970er Jahre eine weltweite Hungersnot mit Hundertmillionen von Toten voraus und im selben Jahr gründete er die Organisation Zero Population

19 Dagmar Herzog, *Sexuality in Europe. A Twentieth-Century History*, Reissue Edition, Cambridge 2011, 133–175; Isabel Heinemann, Vom „Kindersegen“ zur „Familienplanung“? Eine Wissensgeschichte reproduktiven Entscheidens in der Moderne 1890–1990, in: Historische Zeitschrift 310 (2020) H. 1, 23–51, 38–43.

20 Matthew D. Lassiter, *Inventing Family Values*, in: Bruce J. Schulman/Julian E. Zelizer (Hg.), *Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s*, Cambridge/Mass. 2008, 13–28; Melinda Cooper, *Family Values. Between Neoliberalism and the New Conservativism*, New York 2017.

21 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 4, *Jean Tyson, Couples Choose to be Childfree*, in: The Atlanta Journal, 07.08.1973.

22 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 5, *Jim Galagharr, No Grandchildren*, in: St. Petersburg Independent, 05.02.1976.

23 Lyman Stone, *The Rise of Childless America*, in: Institute for Family Studies, 04.06.2020, <https://ifstudies.org/blog/the-rise-of-childless-america> (6.6.2022).

24 Siehe dazu auch Healey, *Rejecting Reproduction*.

25 Roman Birke, *Geburtenkontrolle als Menschenrecht. Die Diskussion um globale Überbevölkerung seit den 1940er Jahren*, Göttingen 2020; Matthew Connelly, *Fatal Misconception. The Struggle to Control World Population*, Cambridge/Mass. 2009.

26 Paul Ehrlich, *The Population Bomb*, New York 1968.

Growth (ZPG), die solch alarmistische Prognosen aufgriff, um radikale Rezepte gegen das Bevölkerungswachstum zu propagieren. NON pflegte sowohl personell als auch organisatorisch enge Beziehungen zu ZPG. Die Organisationen arbeiteten bei Kampagnen zusammen und wichtige Akteure – so auch Ehrlich – übernahmen Funktionen in beiden Organisationen. Aus ihrer Sicht war das kinderlose Glück in den USA eine Antwort auf eine akute globale Bedrohung. In den 1970er Jahren vollzog die *population control movement* einen Strategiewechsel, indem sie aufgrund der zunehmenden Kritik an Zwangsmaßnahmen vermehrt auf positive Botschaften der „reproductive choice“ setzten,²⁷ womit die Verbindung zu NON zusätzlich an Attraktivität gewann. Die Aktivist*innen der Kinderfreien wiederum griffen Argumente der Bevölkerungskontrolle und des Umweltschutzes auf, um ihren Reproduktionsentscheidungen moralische und politische Legitimität zu verleihen. Diese auf globale Verantwortung zielenden Argumente standen indessen in einem Spannungsverhältnis zum hedonistischen „None is Fun“ und der Betonung der Individualität von Reproduktionsentscheidungen.

Eine zweite zentrale Ressource für den Aktivismus von NON und die Plausibilität ihres Glücksversprechens bildeten jene kulturellen Entwicklungen und Reformbestrebungen, die gemeinhin unter dem Begriff der sexuellen Revolution zusammengefasst werden. Bereits 1970 warnte Betty Rollin in einem berühmten Essay vor den Folgen von Mutterschaft mit den Worten „when the stork flies in, a woman's sexuality may fly out“, und formulierte damit eines der zentralen Argumente der *Childfree*-Publizistik der 1970er Jahre.²⁸ Dabei ließ sich die Warnung auch in eine positive Botschaft umwandeln: Ellen Peck und andere Aktivist*innen bewarben den kinderfreien Lebensstil, indem sie ein konsumorientiertes Leben voller Aufregung, Romanze und Sex versprachen.²⁹ Bevor Peck zur Ikone der *Childfree*-Bewegung avancierte, war sie bezeichnenderweise bereits als Autorin eines humoristischen Dating- und Sexratgebers für weibliche Teenager bekannt.³⁰ Wie einleitend bereits erwähnt, war die sexuelle Revolution der Kinderfreien aber begrenzt: Sie bezog sich fast ausschließlich auf ein heterosexuelles Eheleben, um das es Sorge zu tragen galt.

Eine dritte wichtige Referenz des *Childfree*-Aktivismus bildete der Feminismus der zweiten Welle. Bereits die Feministin Betty Friedan kritisierte in ihrem 1963 erschienenen Bestseller *The Feminine Mystique* die Reduktion von Frauen auf ihre Mutterrolle. Ihr zentraler Ausgangspunkt war dabei die Feststellung einer weit verbreiteten „unhappiness“ unter US-amerikanischen Hausfrauen und Müttern.³¹ Friedan lieferte damit eine Kritik an der Vorstellung eines biologisch verankerten „Mutterglücks“, welche prägend auf die *Childfree*-Literatur der 1970er Jahre wirkte. Einen zentralen Anknüpfungspunkt ermöglichte zudem der Beschluss der 1966 gegründeten National Organization for Women, die Entscheidung über die eigene Reproduktion zum funda-

27 Paige Whaley Eager, Global Population Policy. From Population Control to Reproductive Rights, London 2017; Birke, Geburtenkontrolle, 241–275; Connelly, Fatal Misconception, 327–369.

28 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 4, *Betty Rollin*, Motherhood. Who Needs It?, in: Look, 22.09.1970.

29 May, Barren, 187.

30 Ellen Peck, How to Get a Teen-Age Boy, and What to Do With Him When You Get Him, New York 1969.

31 Betty Friedan, *The Feminine Mystique*, New York 1963.

mentalnen Grundrecht jeder einzelnen Frau zu erklären.³² Die Übereinstimmungen mit der Frauenbewegung führten in den 1970er Jahren denn auch zu Allianzen, so in der Abtreibungsfrage oder bei der Unterstützung des *Equal Rights Amendment*.³³ Gerade in sozioökonomischer Hinsicht jedoch widersprachen NON-Verlautbarungen zentralen Forderungen der Frauenbewegung. So lehnte die Organisation staatlich finanzierte Kinderbetreuungen, Wohlfahrtsleistungen für Mütter oder Steuerabzüge für Kinder als Manifestationen eines sozialpolitischen Pronatalismus ab.³⁴

Solche Positionierungen zeugen davon, wie NON-Aktivist*innen zwar emphatisch auf die reproduktive Wahlfreiheit pochten, sich aber kaum für die sozialen Bedingungen interessierten, unter denen individuelle Wahlentscheidungen ermöglicht oder verhindert wurden. Diese partielle Blindheit bildete ein Hindernis für Allianzen, die Grenzen von *race* und *class* überschritten. Für schwarze Frauen jedenfalls stellten sich Fragen der reproduktiven Freiheit anders als für weiße NON-Aktivist*innen. Aufgrund von Gesundheitseffekten des strukturellen Rassismus waren über weite Strecken des 20. Jahrhunderts besonders viele schwarze Frauen unfreiwillig kinderlos geblieben,³⁵ zudem mussten sie überdurchschnittlich oft Kinder in Armut großziehen und sie waren besonders stark von einer eugenisch und finanzpolitisch motivierten Sterilisationspolitik betroffen, die in einigen Bundesstaaten bis in die 1970er Jahre andauerte.³⁶ Vor diesem Hintergrund erstaunt es nicht, dass das zelebrierte und eingeforderte Glück der freiwillig Kinderlosen weitgehend eine Angelegenheit der weißen Mittelklasse blieb.

Anhand von offiziellen Verlautbarungen und Äußerungen prominenter Akteure haben diese Ausführungen in der gebotenen Kürze gezeigt, wie sich NON im reproduktionspolitischen Krätfeld der 1970er Jahre herausbildete und positionierte. Einen anderen Blick auf den Aktivismus der freiwillig Kinderlosen erhalten wir, wenn wir NON stärker ‚von unten‘, von den Erfahrungen, Hoffnungen und Handlungen ihrer Mitglieder, in den Blick nehmen.

2. „What we say doesn‘t matter a hill of beans“: Ausgrenzung, Epistemic Injustice und die Arbeit am Glück

Ende der 1970er Jahre entschied sich eine junge Frau, die in einem Dorf in Ohio wohnte und als Rezeptionistin arbeitete, jener Organisation beizutreten, die Ellen Peck vor sieben Jahren mitbegründet hatte. Sie sei keine „Mitmacherin“ und keine Kämpferin, schrieb die Frau in einem Brief an die Ortsgruppe, und doch habe sie nun 15 Dollar für die Mitgliedschaft bezahlt. Vor fünf Jahren habe sie geheiratet und bereits zu Beginn ihrer Ehe habe sie gemeinsam mit ihrem Mann beschlossen, keine Kinder zu haben.

32 Heinemann, Wissensgeschichte, 39.

33 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 9, Gail McKyrdy to Chapters, 03.11.1977.

34 Siehe etwa BGSU, MS 373, Box 1, Folder 14, White House Conference, Mai 1980.

35 May, Barren, 192–194.

36 *Minna Alexandra Stern*, Eugenic Nation. Faults and Frontiers of Better Breeding in America, Baltimore 2012; *Johanna Schoen*, Choice and Coercion, Birth Control, Sterilization and Abortion in Public Health and Welfare, Chapel Hill 2005; *Rebecca Kluchin*, Fit to be Tied. Sterilization and Reproductive Rights in America, 1950–1980, New Brunswick 2009.

Sie seien „sehr glücklich“ über ihre Entscheidung, doch ihre Erfahrungen zeugen davon, wie wenig dieses Glück gesellschaftliche Akzeptanz erfuhr. Obwohl sie unter sich verschlimmernden Nebenwirkungen der Pille litt, lehnten es Gynäkologen ab, die von ihr gewünschte Sterilisation durchzuführen. Erst nach zwei Jahren habe sie einen Arzt gefunden, der ihre Reproduktionsentscheidung respektiert habe. Als noch schwerwiegender empfand die Briefautorin Zurückweisungen, die sie im Familien- und Sozialleben erlebte. Aufgrund ihrer gewollten Kinderlosigkeit würden sie Frauen in der Kirche wie eine „Aussätzige“ behandeln und in den Augen von Arbeitskolleg*innen sei sie schlicht verrückt. Wiewohl sie und ihr Mann eine lebenslange Ehe anstrebten, äußerten ihre Schwiegereltern ihre Erleichterung darüber, dass nicht ihr Sohn sich sterilisieren lassen habe; so könne er nach Scheidung und Wiederheirat doch noch Vater werden. Ihre Mutter schließlich ließ sie wissen, dass man erst durch Elternschaft eine reife und verantwortungsvolle Person werde. „So what we say doesn't matter a hill of beans“, musste das kinderlose Paar resümierend feststellen. Mut erhielt die Frau durch Gespräche mit anderen Kinderlosen sowie durch Pecks *The Baby Trap*, das sie bereits dreimal gelesen habe.³⁷

Die hier geschilderten Erfahrungen sind nicht außergewöhnlich. In zahlreichen Briefen sowie in Zeitungsartikeln berichten NON-Mitglieder oder -Sympathisant*innen, mehrheitlich Frauen, über ähnliche Erlebnisse. Verbindend wirkten also weniger ihre Motive für Kinderlosigkeit. Wie Umfragen und Interviews zeigten, waren diese sehr unterschiedlich: Sie reichten von Selbstentfaltungsbedürfnissen, beruflichen Gründen und Freiheiten bei der Freizeitgestaltung über Sorgen um Ehe, Romantik und Sexualität, biographische Erfahrungen oder Bedenken gegenüber der Elternrolle bis zu finanziellen Erwägungen und Umweltschutzmotiven.³⁸ Was diese Nichteltern vor allem teilten, waren Erfahrungen der Ausgrenzung und Stigmatisierung, wie sie die zitierte Briefautorin beschrieb. Drei Punkte sind diesbezüglich hervorzuheben.

Erstens handelt es sich bei der ärztlichen Verweigerung der Sterilisation um eine Erfahrung, über die sich viele freiwillig kinderlose Frauen in den 1970er Jahren beklagten. Statt Zugang zur Sterilisation zu erhalten, wurden sie häufig an Psychiater überwiesen, weil Ärzte hinter dem fehlenden Mutterschaftswunsch eine psychische Störung vermuteten.³⁹ Die Sterilisation stand am Kreuzungspunkt unterschiedlicher Politiken der Reproduktion. Lange Zeit waren es vor allem Eugeniker*innen, welche die Bedeutung der Sterilisationstechnik betonten, und ihre Anwendung war oft mit unterschiedlichen Formen des Zwangs verbunden. Die Praxis von eugenisch und finanziell motivierten Zwangssterilisationen geriet in den 1970er Jahren zwar vermehrt unter Kritik, setzte sich aber, wie erwähnt, vielerorts fort. Zugleich entwickelte sich die Sterilisation seit den späten 1960er Jahren zunehmend zu einer akzeptierten Verhütungsmethode, und Gerichtsurteile in den 1970er Jahren bekräftigen das Recht von

37 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 13, Brief, 02.04.1979.

38 Barnett, Membership; BGSU, MS 373, Box 2, Folder 4, *Marianne Lester, The Non-Parent Phenomenon*, in: Family, 18.07.1973.

39 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 4, *Melda Lynn, Some Opt For None – Or Only One* [Clipping]; Box 2, Folder 5, *Childless – A Hard Decision*, in: The Post-Standard Family Living, 16.08.1976; Box 2, Folder 5, *Eileen Stukane, Child-Free Marriage*, in: Harper's Bazaar, November 1976.

Frauen, sich sterilisieren lassen zu dürfen.⁴⁰ Die Erfahrungen von kinderlosen Frauen mit Sterilisationswunsch zeugen aber davon, dass Gerichtsurteile alleine noch keine Reproduktionsfreiheit garantierten. Vielmehr fungierten Ärzte oft als *Gatekeeper*, die Reproduktionsentscheidungen ermöglichten, erschwerten oder verhinderten. Dies stimmt mit den Befunden von Isabel Heinemann überein, die betont, dass die Vorstellung der 1970er Jahre als *die Ära der Liberalisierung* in Bezug auf Reproduktion oft nur auf die juristische Dimension abhebt, während der Blick auf die Rolle von Sozialexperten und die Kontinuität von restriktiven Familienwerten ein ambivalenteres Bild ergibt.⁴¹

Zweitens schildern viele freiwillig Kinderlose ähnliche Erfahrungen der sozialen Isolierung und der Ablehnung in der Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz. Sie litten unter den stereotypen Zuschreibungen und rigidien Normen einer reproduktionswilligen Mehrheitsgesellschaft, die dazu neigte, das kinderlose Glück entweder für verwerflich oder für unecht zu halten. Die freiwillig Kinderlosen seien deshalb gezwungen, wie eine Journalistin 1976 festhielt, „to keep explaining that they’re happy not reproducing“.⁴² Für viele war NON deshalb attraktiv, weil sie als Mitglieder der Organisation erhofften, Unterstützung für ihren marginalisierten Lebensstil zu erhalten und einen Umgang mit Exklusionserfahrungen zu entwickeln. „We felt very isolated“, berichtete etwa ein kinderloses Paar, um im Anschluss zu betonen, sie seien NON vor allem zur Selbstbestärkung beigetreten.⁴³ Insbesondere auf lokaler Ebene bemühte sich NON, diesen Erwartungen zu entsprechen. „Developing assurance with nonparenthood“ bezeichnete dementsprechend die Repräsentantin einer Ortssektion als Hauptzweck der Organisation.⁴⁴ Lokale Treffen sollten Mitgliedern auch einen sozialen Raum verschaffen, um Erfahrungen und Gefühle zu teilen. An einem Workshop wurde etwa gelernt, mit Angst- und Schuldgefühlen umzugehen, unter denen Kinderlose aufgrund der hegemonialen Reproduktionsnormen häufig leiden würden.⁴⁵ Einführungen in psychotherapeutische Selbsthilfetechniken bezweckten zudem, Nichteltern emotional zu stärken.⁴⁶ Hinzu kamen zahlreiche gesellige Anlässe, die wesentlich das lokale Organisationsleben prägten. Abendessen, Picknicks, Wanderungen, Weindegustationen, Bowlingausflüge, Poolpartys, Campings, Beachpartys, Jazzabende, Halloweenpartys, River Rafting Touren und andere Gruppenaktivitäten stifteten soziale Zugehörigkeit und übersetzten den Slogan „None is Fun“ in kollektiv geteilte, emotionale Erlebnisse.⁴⁷ Wie Repräsentant*innen von NON bisweilen etwas ernüchtert feststellten, seien die meisten Mitglieder „rein sozial“ orientiert, zeigten also ein primäres Interesse an solchen sozialen Aktivitäten, die vom „supportive social-

40 *Kluchin*, Fit to be Tied.

41 Heinemann, Wissensgeschichte, 38–43, 50.

42 *Stukane*, Child-Free Marriage.

43 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 5, *Alan Finder*, Children? A Choice, not a Duty, in: The Sunday Record, 26.9.1976.

44 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 15, Brief, 28.4.1977.

45 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 15, Toledo Chapter: Next Meeting, 12.11.1975.

46 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 15, Toledo Chapter: Next Meeting [ohne Datum].

47 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 7, McKirdy an NON Representatives, Mai 1978; Box 1, Folder 8, Chapter Activities, 28.05.1975.

izing“ bis zu spaßorientierten Gruppenevents reichten.⁴⁸ Alle diese Aktivitäten hatten aber auch eine politische Dimension. Sie ermöglichen, den kinderfreien Lebensstil an die subjekt- und glückskonstituierenden Praktiken der Freizeit-, Konsum- und Therapiekulturen der weißen Mittelklasse und damit an kulturell akzeptierte Formen der Glücksgewinnung anzuschließen. Diese Arbeit am eigenen Glück trug dazu bei, der neuen Subjektkategorie der Kinderfreien Attraktivität zu verleihen.

Drittens verweisen die geschilderten Erfahrungen auf eine wissenschaftliche Dimension der erlebten Ausgrenzung. Dies bringt die Aussage zum Ausdruck, dass es „nicht die Bohne“ interessiere, was Kinderlose zu sagen hätten. Die Briefautorin spricht damit das grundsätzliche Problem einer „epistemic injustice“⁴⁹ an, einer Ungerechtigkeit also, die freiwillig Kinderlose als Sprecher*innen abwertete und deren potentielles Wissen *ab ovo* ignorierte. Diese Ignoranz war nicht nur eine alltägliche Erfahrung, sondern prägte lange Zeit die wissenschaftliche Forschung mit. Vor den 1970er Jahren bildete freiwillige Kinderlosigkeit nur selten einen Gegenstand von Forschungen. Wissenschaftlich interessant sind jedoch gerade die Ausnahmen. In den 1930er Jahren untersuchte der bekannte US-amerikanische Eugeniker und Familienforscher Paul Popenoe, warum Ehen kinderlos blieben.⁵⁰ Methodisch entschied er sich gegen das naheliegende Untersuchungsdesign, eine Umfrage unter Kinderlosen durchzuführen. Der Grund dafür war: Aussagen von Kinderlosen hielt er für nicht vertrauenswürdig. Selbst in anonymisierten Fragebögen sei nämlich nicht davon auszugehen, dass Kinderlose „die ganze Wahrheit“ sagen würden, weil diese dazu neigen würden, ihre Gefühle zu rationalisieren.⁵¹ Stattdessen befragte Popenoe 100 Studierende, die über Kinderlose in ihrem sozialen und familiären Umfeld Auskunft gaben. Diese Tendenz, die Stimme von Kinderlosen zu ignorieren, setzte sich in der Nachkriegszeit fort. Familien- und Eheuntersuchungen klammerten das Thema entweder ganz aus oder identifizierten Kinderlosigkeit mit Infertilität, womit Kinderlosigkeit als Unglück und Tragödie von Ehepaaren erschien, die der ärztlichen und psychologischen Hilfe bedurften.⁵² Diese Pathologisierung der Kinderlosigkeit erfuhr in neuer Form auch dann eine Kontinuität, als ab 1970 die freiwillige Kinderlosigkeit vermehrt zum Thema wurde, wobei primär Frauen von stigmatisierenden Deutungen betroffen waren. Im Jahr 1972 befragte eine Reporterin für die *New York Times* die in ihren Augen führenden Expert*innen zum Thema. Ihre Diagnosen gingen zwar auseinander; hinter dem Verzicht auf Mutterschaft vermuteten aber viele einen Narzissmus, der diese Frauen daran hindere, für Kinder sorgen zu wollen, und sie dadurch mit ihren biologischen Instinkten in Konflikt bringe.

48 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 13, Briefe 25.1.1977, 13.04.1977, 24.01.1978.

49 *Miranda Fricker*, Epistemic Injustice. Power and the Ethics of Knowing, Oxford 2007; *Gaile Pohlhaus*, Varieties of Epistemic Injustice, in: Ian James Kidd/u. a. (Hg.), Routledge Handbook of Epistemic Injustice, London 2017, 13–26.

50 *Paul Popenoe*, Motivation of Childless Marriages, in: Journal of Heredity 27 (1936) H. 12, 469–472; *ders.*, Childlessness. Voluntary or Involuntary?, in: Journal of Heredity 34 (1943) H. 3, 83–85. Zu Popenoe siehe *Isabel Heinemann*, Wert der Familie. Debatten um Ehescheidung, Frauenarbeit und Reproduktion in den USA des 20. Jahrhunderts, Berlin – Boston 2018, 148–161; *Molly Ladd-Taylor*, Eugenics, Sterilization and Modern Marriage in the USA. The Strange Career of Paul Popenoe, in: Gender and History 13 (2001), 298–327.

51 *Popenoe*, Motivation, 83.

52 *Jean E. Veevers*, Voluntary Childlessness. A Neglected Area of Family Study, in: The Family Coordinator 22 (1973) H. 2, 199–205; *May*, Barren, 140f., 151–159.

Die meisten Expert*innen jedenfalls trauten Frauen nicht zu, sinnvoll über die Motive ihrer Kinderlosigkeit Auskunft geben zu können, weil sie ihre Aussagen – ganz analog zu Popenoe – lediglich für Rationalisierungen von inneren Konflikten hielten.⁵³

Der Aktivismus der Kinderfreien richtete sich nicht zuletzt gegen diese Formen der epistemischen Ungerechtigkeit. Ihr Kampf um gesellschaftliche Sichtbarkeit und Akzeptanz zielte deshalb auch darauf ab, freiwillige Kinderlosigkeit als eine neue Wissenskategorie und als einen Gegenstand von Forschungen zu etablieren, die Stimmen von Kinderlosen nicht mehr ignorierten oder abwerteten, sondern für erkenntnisrelevant hielten. Tatsächlich kam es in den 1970er Jahren zu einem Forschungstrend unter vorwiegend jungen Sozialwissenschaftler*innen, die bestrebt waren, das Phänomen der freiwilligen Kinderlosigkeit empirisch zu untersuchen und dabei von den verbreiteten pejorativen Deutungen Abstand nahmen.⁵⁴

NON beförderte diesen Trend aktiv. Von Beginn an pflegte die Organisation enge Beziehungen zu den Sozialwissenschaften. Angesehene Forschende wurden nicht nur häufig zu Vorträgen eingeladen. Vielmehr arbeiteten Sozialwissenschaftler*innen im „Advisory Council“ der Organisation mit oder wurden sogar Mitglied des Direktorats. Zudem versuchte NON wissenschaftliche Untersuchungen anzuregen, indem Forschenden ermöglicht wurde, über die Organisation Zugang zu Mitgliederinformationen zu erhalten und an kinderlose Personen zu gelangen, die als Umfrageteilnehmende oder Interviewpartner*innen in Frage kamen. NON entwickelte im Laufe der 1970er Jahre die Ambition als eigentliche Zentralstelle für Untersuchungen zu Kinderlosigkeit zu fungieren und gründete zu diesem Zweck ein „Education and Research Committee“.⁵⁵ Die Organisation fungierte folglich nicht nur als Vermittlerin von Wissen, sondern war auch an der sozialwissenschaftlichen Produktion von Wissen beteiligt und formte dieses mit. Welche Bedeutung die sozialwissenschaftliche Forschung für die *Non-parent*-Aktivist*innen zukam, zeigte sich in ihren Publikationen: Unermüdlich nahmen sie darin auf neue Forschungen zu Kinderlosigkeit Bezug und popularisierten ihre Ergebnisse für ein breiteres Publikum. Von zentraler Bedeutung waren dabei empirische Forschungen, die nun mit wissenschaftlicher Autorität zu bestätigen schienen, was Peck und andere Aktivist*innen bereits konstatiert hatten: das außergewöhnliche Glück der Kinderlosen. Wie kam es dazu, dass renommierte Forscher*innen und Institute der Sozialwissenschaften begannen, dieses Glück zu untersuchen? Um diese Frage zu beantworten, ist in einem ersten Schritt darzulegen, wie Glück zu einem legitimen Objekt sozialwissenschaftlicher Forschung aufstieg, und in einem zweiten Schritt soll anhand von zwei Beispielen gezeigt werden, wie das Glück der Kinderlosen eine wissenschaftliche Fundierung erhielt.

53 Rita Kramer, The No-Child Family, in: The New York Times, 24.12.1972.

54 Eine von NON im Jahr 1978 erstellte Bibliographie umfasste bereits 13 Seiten: BGSU, MS 373, Folder 25, Bibliography on Voluntary Childlessness, March 1978.

55 BGSU, Box 1, Folder 7, Letters from Gail McKirdy, 06.11.1978, 26.03.1979.

3. Lebensqualität, *Mental Health* und der Aufstieg der Glücksforschung

Heute ist Glück omnipräsent in den Wissenschaften. Unter dem Einfluss von prestigeträchtigen Forschungsfeldern wie der Positiven Psychologie, der ökonomischen Glücksforschung oder der interdisziplinären Lebensqualitätsforschung hat sich Glück in den letzten Jahrzehnten zu einem wichtigen, allgemein akzeptierten Forschungsobjekt der Sozialwissenschaften entwickelt und damit in einen epistemischen Gegenstand verwandelt, der sich empirisch untersuchen, vermessen und quantifizieren lässt. Die Ergebnisse dieser Glücksforschungen fanden Eingang sowohl in Populär-, Konsum- und Therapiekulturen, die sie als Angebote zur individuellen Glücksvermehrung vermarkteten, als auch in die internationale Politik, wo Glück zunehmend als Fortschrittsmaß und legitimes Ziel von Regierungen fungierte.⁵⁶

Der steile Aufstieg dieser globalen Wissenschaft vom Glück ist relativ jungen Datums. Der Historiker Daniel Horowitz hat plausibel argumentiert, dass erst in den 1980er Jahren die Glücksforschung sich als eigenständiges und schnell wachsendes Forschungsfeld etablierte.⁵⁷ Dennoch sind für den Aufstieg der empirischen Glücksforschung Entwicklungen relevant, die historisch weiter zurückreichen. So nahm die Vermessung subjektiven Wohlbefindens bereits in Eheerfolgsstudien und der Persönlichkeitspsychologie der 1920er und 1930er Jahre Form an.⁵⁸ Die wesentlichen Grundlagen für den anhaltenden Glücksboom in den Sozialwissenschaften wurden jedoch in jenen zwanzig Jahren ab Mitte der 1960er Jahre gelegt, die dem Durchbruch der Glücksforschung vorausgingen. In diesen „langen 1970er Jahren“ begannen sozialwissenschaftliche Forschungsinstitutionen, private Stiftungen, staatliche Administrationen und internationale Organisationen Untersuchungen zu lancieren, die das Wohlbefinden von ganzen Bevölkerungen zum Gegenstand hatten, und diese Erhebungen beruhten zunehmend auf der Überzeugung, dass nicht nur objektive Sozialbedingungen, sondern auch die von Individuen *gefühlt* und *wahrgenommene* Zufriedenheit messbar und für die Sozial-, Gesellschafts- und Gesundheitspolitik relevant sei. In der Folge gewann die Vermessung subjektiven Wohlbefindens an wissenschaftlicher Autorität, gesellschaftlicher Resonanz und politischer Relevanz.

Es sind insbesondere zwei Entwicklungen, die diese Hinwendung zum subjektiven Wohlbefinden in den langen 1970er Jahren beförderten. Erstens war es die Mitte der 1960er Jahre einsetzende Kritik am ökonomischen Wachstumsparadigma, das eine Suche nach alternativen Fortschritts- und Wohlfahrtskriterien eröffnete. Als besonders einflussreich erwies sich dabei der neue Begriff der Lebensqualität.⁵⁹ Die 1963 vom linksliberalen Ökonomen John K. Galbraith geprägte Vokabel avancierte zu einem neuen gesellschaftlichen Zielbegriff, der versprach, über die Wohlfahrtsvorstellungen der Nachkriegsära mit ihrem Fokus auf materiellem Lebensstandard und ökonomischer Prosperität hinauszugehen. Er fand Eingang in die politische Sprache

56 Sara Ahmed, The Happiness Turn, in: New Formations 63 (2007), 7–14; Ian Bache/Karen Scott (Hg.), The Politics of Wellbeing. Theory, Policy and Practice, Cham 2018; Edgar Cabanas/Eva Illouz, Das Glücksdiktat und wie es unser Leben beherrscht, Berlin 2019.

57 Horowitz, Happier?, 92f.

58 Vgl. Erik Angner, The Evolution of Eupathics. The Historical Roots of Subjective Measures of Wellbeing, in: International Journal of Well-Being 1 (2011) H. 1, 4–41.

59 Dazu und zum Folgenden: German, The Quality of Life Turn, 300–304.

von Regierungen, Parteien und sozialen Bewegungen und löste auf wissenschaftlicher und staatlich-administrativer Ebene einen bemerkenswerten Forschungsboom aus. Wie sich Lebensqualität definieren und vermessen ließ, war jedoch sowohl wissenschaftlich als auch politisch umstritten. Insgesamt gewann in den 1970er Jahren zunehmend ein psychologisches Verständnis von Lebensqualität an Bedeutung, welches das Handeln, Fühlen und Wahrnehmen von Individuen in den Vordergrund stellte. Eine solche individualisierte Konzeption von Lebensqualität rückte den Begriff semantisch in die Nähe von subjektivem Wohlbefinden und Glück. Die Glücksforschungen seit den 1980er Jahren standen denn auch sowohl institutionell und personell als auch methodisch und konzeptionell in Kontinuität zu den Lebensqualitätsstudien seit Ende der 1960er Jahre.

Einen zweiten Kontext, innerhalb dessen Forschungen zu Glück und Zufriedenheit Auftrieb erhielten, bildeten Bestrebungen und Forschungen zur psychischen Gesundheit. Hintergrund eines neuen Interesses für das gesundheitliche Wohlbefinden ‚normaler‘ Bürger*innen bildete zum einen die Ausweitung des Gesundheitsbegriffs, wie sie bereits die berühmte Präambel der WHO-Verfassung aus dem Jahr 1946 zum Ausdruck brachte. Bekanntlich definierte sie Gesundheit nicht als Abwesenheit von Krankheit, sondern als Zustand des vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens.⁶⁰ Zum anderen beförderte die antipsychiatrische Bewegung ab den 1960er Jahren eine Perspektivenverschiebung. Problematisierten in den USA der Nachkriegszeit durchgeführte Untersuchungen zu *Mental Health* zunächst vor allem die Verbreitung von psychischen Störungen, versuchten Psycholog*innen nun zunehmend auch, positive Gefühle und das subjektive Wohlbefinden zu erfassen.⁶¹ Diese Neuausrichtung war verbunden mit einem Bedeutungsgewinn und neuen Selbstbewusstsein der Psychologie, deren Vertreter*innen vermehrt den Anspruch erhoben, dass ihre Forschungsergebnisse, Werkzeuge und Konzepte relevant seien für die Gestaltung von Gesellschaft und Politik.⁶²

Dass sich subjektives Wohlbefinden vermessen ließ, war aber in den langen 1970er Jahren noch keineswegs allgemein akzeptiert in den Sozialwissenschaften. Einwände bezogen sich etwa auf die grundsätzliche Frage, ob Selbsteinschätzungen über das eigene Glück vertrauenswürdig, aussagekräftig und miteinander vergleichbar seien.⁶³ Jene empirischen Sozialwissenschaftler*innen, die zu Lebensqualität und subjektivem Wohlbefinden forschten, bemühten sich deshalb darum, dass ihre Untersuchungen eine breite öffentliche Wahrnehmung erhielten und anschlussfähig waren an aktuelle gesellschaftliche Debatten. Dies bildet den Hintergrund, vor welchem die aufstrebende empirische Glücks- und Lebensqualitätsforschung und der Aktivismus der *Non-parent Movement* in den frühen 1970er Jahren zu interagieren begannen. Zwei Beispiele sollen nun zeigen, wie diese Interaktionen das Wissen vom Glück mitprägten und sowohl soziale als auch epistemische Effekte zeigten.

60 WHO, Constitution, 1946, <https://www.who.int/about/governance/constitution> (13.06.2022).

61 Horowitz, Happier?, 48 f.

62 Vgl. Philippe Fontaine/Jefferson D. Pooley, Introduction: Whose Social Problems?, in: dies. (Hg.), Society on the Edge. Social Science and Public Policy in the Postwar United States, Cambridge 2020, 1–67; Lukas Held, Motivationspsychologen als politische Aktivisten. Zur Politik der Selbststeuerung in den USA der langen 1960er Jahre, in: NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin (im Druck).

63 Vgl. zu diesen Einwänden etwa Norman M. Bradburn, The Structure of Psychological Well-being, Chicago 1969, 35–52.

4. Kinderloses Glück I: Die Lebensqualitätsstudien am Institute for Social Research der University of Michigan

Das erste Beispiel bezieht sich auf jenes Institut, das in der Nachkriegszeit zu einem der weltweit größten und renommiertesten Institutionen der empirischen Sozialforschung aufstieg: das Institute for Social Research (ISR) der University of Michigan, das als international führend bei der Entwicklung von Umfragemethoden galt und in den USA als „social observatory“ der Nation Bekanntheit erlangte. Den Sozialwissenschaftlern dieses Instituts gelang es stets, aktuelle gesellschaftliche und politische Trends aufzufreien und in Projekte umzumünzen.⁶⁴

Dies gilt auch für die Lebensqualitätsforschung: Mit dem im Jahr 1970 lancierten Großprojekt „Monitoring the Quality of American Life“ avancierte das Institut zum global bedeutendsten Zentrum im boomenden Forschungsfeld. Das von Angus Campbell und Philip Converse geleitete Projekt war durch einen sozialpsychologischen Ansatz geprägt, wie er am ISR bereits in der Konsum- oder Wahlforschung Anwendung gefunden hatte. Gemäß den Projektleitern sagten ökonomische Indikatoren oder Sozialstatistiken wenig aus über die Lebensqualität in den USA. Um diese zu bestimmen, bedürfe es stattdessen der Selbsteinschätzung der Bürger*innen: „The quality of life is always in the eye of the beholder“,⁶⁵ lautete ein viel zitiertes Diktum von Angus Campbell. Dementsprechend basierte ihr Projekt auf Umfragemethoden: Mittels standardisierter Fragebögen gaben Proband*innen über ihr subjektives Wohlbefinden und ihre Zufriedenheit bezüglich verschiedener Lebensbereiche Auskunft.⁶⁶

Als ab 1974 zunehmend Resultate des Projektes vorlagen, bemühte sich das ISR darum, diese einer breiten Öffentlichkeit zu präsentieren. Unter den heterogenen Ergebnissen befanden sich durchaus sozialpolitisch brisante Befunde. So zeigten die Umfrageergebnisse, dass schwarze Frauen in sämtlichen Lebensbereichen, mit Ausnahme der Bildung, deutlich unzufriedener waren als weiße Frauen oder schwarze Männer.⁶⁷ Dieses Resultat erhielt aber kaum Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Auch das Ergebnis, dass Arbeitslosigkeit die Lebensqualität stark reduziere,⁶⁸ stieß auf wenig Interesse, trotz den steigenden Arbeitslosenzahlen in den 1970er Jahren.

Vielmehr fokussierte die breite Medienberichterstattung auf ein anderes Resultat des Projektes, das sich auf eine relativ kleine Gruppe, nämlich auf verheiratete Kinderlose über 30 Jahre bezog. Wie die ISR-Forscher in einem 1974 publizierten Zwischenbericht festhielten, würden die Männer innerhalb dieser Gruppe zu den zufriedensten Amerikanern überhaupt gehören und auch kinderlose Ehegattinnen seien weniger gestresst und keineswegs unzufriedener als verheiratete Frauen mit Kindern. Die Medien – inklusive führender Zeitungen wie *New York Times*, *Los Angeles Times* und *Chicago*

64 Anne Frantilla, *Social Science in the Public Interest. A Fiftieth-Year History of the Institute for Social Research*, Ann Arbor 1998, 55.

65 Angus Campbell, *Aspiration, Satisfaction, and Fulfilment*, in: ders./Philip E. Converse (Hg.), *The Human Meaning of Social Change*, New York 1972, 441–466, 442.

66 Bentley Historical Library (BHL), Angus Campbell Papers, Box 4, Russell Sage Foundation, 1970–7, *Monitoring the Quality of American Life*, Jan. 1970.

67 Angus Campbell/Philip E. Converse/Willard L. Rodgers, *The Quality of American Life. Perceptions, Evaluations, and Satisfactions*, New York 1976, 465.

68 Ebd., 318.

Tribune – berichteten breit über diesen als überraschend bezeichneten Befund.⁶⁹ Das Studienresultat fand auch Eingang in die politisch polarisierenden Auseinandersetzungen um Kinderlosigkeit und Familienwerte. Während etwa ein konservativer Kolumnist im *Daily Telegram* die Studie als voreingenommen attackierte,⁷⁰ griff sie eine Autorin im populären Modemagazin *Harper's Bazaar* auf, um gegen patriarchale Stereotypen zu argumentieren,⁷¹ und in der Zeitung *The Herald* schrieb eine Journalistin, dass die Sozialwissenschaftler aus Michigan die These von Ellen Pecks *The Baby Trap* nun wissenschaftlich bestätigt hätten.⁷²

Angus Campbell hielt zwar die mediale Darstellung des Befunds für ungenau und übertrieben,⁷³ doch trug er selbst zu dessen Popularisierung bei. Im Jahr 1975 fasste er Ergebnisse des *Quality of American Life*-Projektes in einem ausführlichen Artikel in *Psychology Today* zusammen, einer populärpsychologischen Zeitschrift, die damals rund eine Million Exemplare pro Ausgabe verkaufte.⁷⁴ Im Artikel hob er zwei „striking results“ des Projektes hervor: die positive Wirkung der Heirat auf das Glück und das überdurchschnittliche Glück von Verheirateten ohne Kinder.

Die *Childfree*-Aktivist*innen von NON rezipierten die Studienergebnisse enthusiastisch. In ihrem Newsletter feierten sie die Untersuchung als einen Schlag gegen den populären Mythos, dass kinderlose Ehen unerfüllt seien.⁷⁵ Bereits frühere sozialwissenschaftliche Studien lieferten NON Argumente gegen diesen Mythos. Doch Umfragen des ISR galten als die Königsklasse der empirischen Sozialforschung, und die wissenschaftliche Reputation des Instituts sorgte dafür, dass die These des kinderlosen Glücks eine bis dahin nie erlangte wissenschaftliche Autorität erhielt. Dementsprechend nahm NON in unzähligen Verlautbarungen, Rundschreiben und Artikel Bezug auf das Lebensqualitätsprojekt aus Michigan, das bewiesen habe, dass kinderlose Ehen die glücklichsten seien. NON lud zudem Angus Campbell als Sprecher an ihren Konvent ein und die Organisation rief ihre Mitglieder dazu auf, ihre Unterstützung für den Sozialwissenschaftler und seine Forschungen kundzutun. In der Folge erhielt Campbell zahlreiche Briefe von Aktivist*innen. In persönlichen Worten betonten sie, wie hilfreich der Artikel in *Psychology Today* sei, um alltäglichen Stigmatisierungen zu begegnen. Eine Frau schrieb beispielsweise, dass sie den Artikel nun immer bei sich zu tragen gedenke, um ihn präsentieren zu können, wenn sie einmal mehr gefragt werde, warum sie keine Kinder habe.⁷⁶

69 BHL, Campbell Papers, Box 3, *Quality of Life: Correspondence 1974 and 1975, newspaper clippings*.

70 BHL, Campbell Papers, Box 3, *Quality of Life: Correspondence, Dec. 1974, Happiness Survey, in: Daily Telegram, 26.11.1974*.

71 *Jane Shapiro, Childless Marriage, in: Harper's Bazaar, Juni 1975.*

72 BGSU Archive, MS 373, Box 2, Folder 5, *Helen Rosengren, Why have a baby at all?, in: The Herald, 27.01.1976.*

73 BHL, Campbell Papers, Box 3, *Quality of Life: Correspondence, Dec. 1974, Campbell to Daily Telegram, 20.12.1974.*

74 *Angus Campbell, The American Way of Mating, Marriage Si, Children Only Maybe, in: Psychology Today, Mai 1975, 37–43.* Zu den Verkaufszahlen von *Psychology Today*: *Bruce V. Lewenstein, Was There Really a Popular Science „Boom“?, in: Science, Technology, & Human Values 12 (1987) H. 2, 29–41, 32.*

75 BGSU, MS373, Box 2, Folder 9, *NON Newsletter 16, Jan.–Feb. 1975.*

76 BHL, Campbell Papers, Box 8, *Publications: The American Way of Mating, collected letters.*

Campbell fühlte sich durch die vielen positiven Reaktionen ermutigt, weiter zum Befund des „kinderlosen Glücks“ zu publizieren. Für ihn war das Thema geeignet, um zu demonstrieren, wie die Lebensqualitätsuntersuchungen des ISR aktuelle Trends einzufangen vermögen. Zudem schien es das Image einer demokratischen Sozialwissenschaft zu bestätigen, die über den Irrtum von Wissenschaft und Gesellschaft aufklärt, wenn sich diese anmaßen, über das Glück von anderen zu urteilen. Die überzeugendste Methode, um herauszufinden, wie glücklich Kinderlose seien, bestehe darin, diese zu fragen, hielt Campbell dementsprechend in einem Artikel fest.⁷⁷

Das Beispiel verdeutlicht zweierlei. Erstens verweist es darauf, wie Glückswissen nicht lediglich von der Forschung hervorgebracht und gesellschaftlich rezipiert wurde, sondern zwischen Wissenschaft, Medien und Zivilgesellschaft zirkulierte und dabei Veränderungen erfuhr. Im Fall des *Quality of American Life*-Projektes führte das Zusammenwirken von methodischen Entscheidungen von psychologisch orientierten Sozialforschern mit medialen Aufmerksamkeitsstrukturen und Rezeptionen durch soziale Bewegungen dazu, dass Lebensqualität vermehrt als ein subjektiv erlebtes Glück verstanden wurde, das von Lebensstilfragen und individuellen Entscheidungen abhing. Demgegenüber ließen diese Interaktionen die sozialen Bedingungen und materiellen Voraussetzungen von Wohlbefinden in den Hintergrund treten. Zweitens zeigt das Beispiel, wie Ergebnisse von empirischen Lebensqualitäts- und Glücksforschungen in die Identitätspolitik der *Childfree Movement* Eingang fanden und diese mitformten. Sie trugen dazu bei, eheliche Nichtelternschaft als einen legitimen und rational begründeten Lebensstil zu normalisieren und die nun als kinderfrei bezeichneten Nichteltern als handelnde Subjekte zu konstituieren. Während Angus Campbell und seine Kollegen sich jedoch nicht direkt in der *Childfree Movement* engagierten, verdeutlicht das zweite Beispiel eine stärkere Verschränkung von Sozialwissenschaft und politischem Aktivismus.

5. Kinderloses Glück II: Ruut Veenhoven

Der heute bekannteste Sozialwissenschaftler, der in den 1970er Jahren dazu beitrug, dass Vorstellungen vom kinderlosen Glück zunehmend wissenschaftliche Robustheit erhielten, war Ruut Veenhoven. Der holländische Sozialpsychologe gilt als bedeutendster Wegbereiter der empirischen Glücksforschung, und seine 1984 erschienene Dissertation *Conditions of Happiness* wird oft als Geburtstext des Forschungsfeldes genannt.⁷⁸ Dementsprechend verehren ihn Weggefährten geradezu als Übervater: „You are our fearless leader – the Number One expert in the world on the science of happiness“, schreibt im Jahr 2021 kein geringerer als der Psychologe Edward Diener, selbst ein (kürzlich verstorbener) Star der Glücksforschung.⁷⁹

77 BHL, Campbell Papers, Box 8, Publications: Childless or Child-Free (1975).

78 Ruut Veenhoven, *Conditions of Happiness*, Dordrecht 1984.

79 Edward F. Diener, Our Fearless Leader, in: Alex C. Michalos (Hg.), *The Pope of Happiness. A Festschrift for Ruut Veenhoven*, Cham 2021, 73 f.

Erstmals mit eigenen empirischen Befunden zu Glück trat Veenhoven Mitte der 1970er Jahre in Erscheinung und zwar mit Forschungen zu Kinderlosigkeit. Anhand einer Sekundäranalyse einer Gesundheitsumfrage in Holland zeigte er, dass es Kinderlosen gemäß Selbsteinschätzung weder an Gesundheit noch an Lebenssinn mangelte und sie bezüglich ihres wahrgenommenen Glücks sogar leicht besser abschnitten als Mütter und Väter. Mit diesen Befunden argumentierte Veenhoven gegen die Vorstellung eines natürlichen, instinktiven Kinderwunsches und intervenierte damit in aktuelle Debatten zu Bevölkerungspolitik, Mutterschaft und freiwilliger Kinderlosigkeit.⁸⁰ In seiner Dissertation und auch in späteren Publikationen griff er das Thema wieder auf, wobei er aufgrund umfangreicherer Daten zum Schluss kam, dass die Geburt eines Kindes das Glück der Eltern mindere.⁸¹ Die These vom kinderlosen Glück – so lässt sich rückblickend feststellen – stand also ganz am Anfang der internationalen Glücksforschung. Wie kam es zu Veenhovens Beschäftigung mit Glück und Kinderlosigkeit?

Veenhoven war zunächst nicht an einer akademischen Karriere interessiert, sondern wollte politik- und gesellschaftsgestaltend wirken. Als Soziologiestudent in den 1960er Jahren verstand er sich als militant im Engagement; politisch positionierte er sich jedoch in der „Mitte“⁸² und vertrat die utilitaristische Auffassung, dass die beste Gesellschaft „the greatest happiness for the greatest number“ kreiere.⁸³ Als Veenhoven dann doch eine universitäre Position an der Universität Rotterdam im Gebiet der Sozialpsychologie annahm, entwickelten sich seine Forschungen stets in Wechselwirkung zu seinem politischen Aktivismus. Sein Feld politischen Engagements fand er in der sexuellen Reformbewegung, wobei zunächst die Abtreibungsfrage im Vordergrund stand. Er war einer der Begründer der ersten Abtreibungsklinik in Holland, war federführend bei Kampagnen für die Legalisierung von Abtreibungen beteiligt und zwischen 1972 und 1978 fungierte er als Vorsitzender eines holländischen Netzwerkes von Abtreibungskliniken. Zugleich führte er empirische Untersuchungen zum Thema durch, etwa zur Anzahl unerwünschter Schwangerschaften. Politisch begann sich Veenhoven aber auch für die soziale Akzeptanz von freiwillig Kinderlosen einzusetzen. Im Jahr 1975 wurde er ins *Honorary Board* von NON gewählt und inspiriert von der US-amerikanischen Organisation lancierte er Öffentlichkeitskampagnen für die Anliegen von Nichteltern in Holland. Gemeinsam mit Aktivist*innen der Sexualreformbewegung gründete er ein Informationszentrum, das bezweckte, über Fragen von Elternschaft aufzuklären und verbreiteten Vorurteilen gegenüber Kinderlosigkeit entgegenzutreten.⁸⁴

Veenhovens erste Forschungen zum Glück waren folglich begleitet von einem aktiven Engagement in der *Childfree Movement*. Im Hinblick auf seinen weiteren Werdegang als Pionier der Glücksforschung war der Befund zum kinderlosen Glück darüber hinaus bedeutsam. Er bescherte seinen Glücksuntersuchungen nicht nur große mediale Aufmerk-

80 *Ruut Veenhoven*, Is There an Innate Need for Children?, in: *European Journal of Social Psychology* 4 (1974) H. 4, 495–501.

81 *Veenhoven*, Conditions, 249–251.

82 *Ruut Veenhoven*, For a Better Quality of Life, in: Mathieu Deflem (Hg.), *Sociologists in a Global Age. Biographical Perspectives*, Hampshire 2007, 175–186, 176f.

83 *Ebd.*, 180.

84 *Michael B. Frisch*, Ruut Veenhoven. Pioneer in Empirical Research on Happiness, in: *Applied Research Quality of Life* 8 (2013), 539–542, insb. 540f. sowie *Veenhoven*, Quality of Life, 177–179. Zur Verbindung zu NON siehe: BGSU, MS373, Box 2, Folder 9, NON Newsletter, May–June 1975.

samkeit, sondern lieferte auch einen Baustein für eine seiner zentralen Thesen. Diese lautet, dass Glück von individuellen Lebensentscheidungen abhängt und insofern planbar ist. Demgegenüber hielt er Glück in westlichen Gesellschaften nur in geringem Maße durch soziale Faktoren, durch soziale Ungleichheiten oder auch durch zufällige Ereignisse bestimmt. Von solchen Befunden ausgehend ließen sich politische Schlüsse über die ideale, glücksfördernde Gesellschaft ziehen. Diese sei eine hochgradig individualisierte mit einem demokratischen System, das den Bürger*innen ein Höchstmaß an Freiheit zugestehe. Das Ausmaß gewährter Wohlfahrtsleistungen und sozialer Sicherheiten, so die Auffassung Veenhovens, sei demgegenüber für das „größte Glück von möglichst vielen“ nicht von Bedeutung.⁸⁵ Die politischen Entwicklungen seit Ende der 1970er Jahre, als Institutionen des Wohlfahrtsstaats verstärkt unter politischen Druck gerieten, waren offensichtlich vorteilhaft, um solchen Glücksthesen Resonanz zu verschaffen.

Edgar Cabanas und Eva Illouz haben argumentiert, Glücksforscher hätten Glück in ein passendes Instrument verwandelt, um im Zeitalter des Neoliberalismus „den Individualismus in der scheinbar nichtideologischen Sprache“ der Wissenschaft zu legitimieren.⁸⁶ Damit verweisen sie auf einen wesentlichen ideologischen Kontext, innerhalb dessen der Aufstieg der Glücksforschung erfolgte. Kaum bekannt ist jedoch, wie bedeutend die sexuelle Reformbewegung, das Engagement für reproduktive Freiheit und der Aktivismus der Nichteltern für die Anfänge der Glücksforschung waren. Jedenfalls entwickelte der „furchtlose Führer“ der Glücksforschung wesentliche Grundlagen und Thesen der empirischen Glücksforschung als aktiver Teilnehmer dieser Bewegungen. Das Beispiel zeigt, wie die frühe Glücksforschung und ihre Verbindungen zu einem liberalen Reformismus sich sowohl an sexualreformerische und feministische Anliegen einer „reproductive choice“ als auch an neoliberalen Auffassungen als anschlussfähig erwiesen, nach welchen Individuen für ihr Glück selbst verantwortlich seien.

6. Von „None is Fun“ zu „Responsible Parenthood“: Das kinderlose Glück in der Krise

Das Beispiel von Veenhoven zeugt davon, welche internationale Ausstrahlungskraft NON in den 1970er Jahren ausügte. Bereits bis Mitte der 1970er Jahre waren in vielen Ländern Ableger der US-amerikanischen Organisation entstanden, so in Mexiko, in der Niederlande, in Italien, Kanada, Indien, England und Südafrika.⁸⁷ Doch der *Childfree*-Aktivismus in den USA hatte zunehmend mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das kinderlose Glück, das NON-Mitglieder erarbeiteten, praktizierten und demonstrierten und das Sozialwissenschaftler erforschten, bestätigten und stabilisierten, – dieses Glück geriet ab Ende der 1970er Jahre vermehrt unter Druck und drohte zu verblassen. Dies hatte sowohl mit inneren Entwicklungen der Organisation als auch mit externen Faktoren zu tun, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

Nach nur wenigen Jahren hatte NON vor allem zweierlei erreicht: Eine beeindruckende Medienpräsenz und zahlreiche Mitglieder, die nun erstmals selbstbewusst ihre

85 Veenhoven, *Quality of Life*, 181–183.

86 Cabanas/Illouz, *Glücksdiktat*, 68.

87 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 6, NON: Goals, 1974.

Stimme als freiwillig Kinderlose erhoben. Viele Verantwortungsträger*innen bei NON befürchteten indessen, dass sich die Organisation zu einem reinen Medienphänomen einerseits und zu einem Sozialclub für Nichteltern andererseits entwickelt habe. Dies entsprach nicht ihren Ansprüchen, NON als ernst zu nehmenden Akteur zu etablieren, dem politische und gesellschaftliche Gestaltungsmacht zukomme. Für eines der Haupthindernisse dafür hielten sie das weit verbreitete Image von NON-Mitgliedern als „hedonistic, pleasure-oriented, and immature“ oder gar als kinder- und elternhassend,⁸⁸ womit bisherige Strategien der Organisation in Frage standen, die das Glück der Nichtelternschaft, das „None is Fun“ ins Zentrum rückten. Um dieses Problem zu adressieren, gründete NON ein *Public Image Committee*, das bereits 1975 damit beschäftigt war, einen Namenswechsel der Organisation zu prüfen.⁸⁹ Drei Jahre später war es soweit: Nach kontroversen Diskussionen entschied sich die Organisation, den Namen in „National Alliance for Optional Parenthood“ (NAOP) zu ändern.

Mit diesen Debatten und der schließlich beschlossenen Namensänderung ging eine Veränderung der politischen Strategie einher. Zwar bezweckte die Organisation auch unter neuem Namen, Ressourcen und Unterstützung für den kinderfreien Lebensstil bereitzustellen und sich für seine soziale Akzeptanz einzusetzen. Doch verschob sich der Fokus von der Förderung von Nichtelternschaft zur Unterstützung wissensbasierter und rationaler Reproduktionsentscheidungen. Elternschaft sollte mithin nicht mehr abgelehnt, sondern als eine Lebensstil-Option unter anderen gelten. Eines der wesentlichen Ziele der Organisation bestand nun dementsprechend darin, Ressourcen bereitzustellen, die es Paaren erlauben sollten, informiert darüber zu entscheiden, Eltern zu werden oder kinderlos zu bleiben.⁹⁰

Dieser Strategiewechsel bahnte sich bereits vor der Namensänderung an. So veröffentlichte NON im September 1976 eine Broschüre, die schließlich zur weit verbreitetsten Schrift der Organisation avancierte.⁹¹ Unter dem Titel *Am I Parental Material? A Thoughtful Questionnaire About The Most Important Decision I'll Ever Make* listet sie eine Reihe von Fragen auf, die Paaren helfen sollten zu prüfen, ob sie sich emotional in der Lage fühlten und über genug Zeit, Geld und Energie verfügten, Eltern zu werden.⁹² In solchen wissensvermittelnden Schriften präsentierte sich die Organisation vermehrt auch als Anwältin des Kindeswohls: So verlangte sie ein Recht von Kindern, in eine Familie geboren zu werden, die über die notwendigen Fähigkeiten und Ressourcen verfügen würde.⁹³ Hier zeigten sich die Bemühungen um eine Image-Korrektur besonders deutlich: Hedonistische Versprechen traten zu Gunsten von sozialmoralischen Appellen in den Hintergrund. Zudem folgte die Organisation gegenwärtigen Problematisierungskonjunkturen. So verknüpfte sie die Forderung nach verantwortungsbewussten

⁸⁸ BGSU, MS 373, Box 2, Folder 5, *Kathleen Hendrix, Nonparents Seeking a New Image*, in: *Los Angeles Times*, 26.05.1976; Box 1, Folder 14, letter to NON members, 27.10.1978.

⁸⁹ BGSU, MS 373, Box 2, Folder 9, *NON Newsletter*, March–Apr. 1975.

⁹⁰ BGSU, MS 373, Box 1, Folder 7, *NAOP's volunteer program*, 1980.

⁹¹ Bereits bis Mitte 1978 waren Bestellungen für insgesamt über 350.000 Exemplare bei der Organisation eingegangen. BGSU, MS 373, Box 1, Folder 21, *Progress Reports 1977 and 1978*.

⁹² BGSU, MS 373, Box 1, Folder 9, *Project Report „Am I Parent Material“*, 01.04.1977.

⁹³ BGSU, MS 373, Box 1, Folder 9, *Letters to the Editor for Non-Parents Day*, 13.07.1979.

Reproduktionsentscheidungen mit dem Thema des Kindsmisbrauchs, zu dem die Literatur in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre geradezu explodierte.⁹⁴

„Parenthood is a choice, not an obligation“,⁹⁵ lautete das Credo von NAOP. Ins Zentrum ihrer Argumentation rückte somit noch stärker als zuvor der Begriff „Choice“ und damit eine Vokabel, die in den 1970er Jahren wie kaum eine andere Wirkmächtigkeit zu entfalten begann und zwischen heterogenen Diskursen zirkulierte.⁹⁶ Gerade indem jedoch die freie Wahlentscheidung emphatisch hochgehalten und moralisch aufgeladen wurde, erfuhr die Reproduktionsfreiheit normative Limitierungen. „Not everybody is parental material“,⁹⁷ ließ sich die Organisation verlauten, und wie bei dieser Grenzziehung Kategorien von *class* und *race* eine Rolle spielten, deuten einige Fragen in der erwähnten Broschüre an. „Am I financially able to support a child?“, lautete etwa eine der Fragen, andere erkundigten sich danach, ob die „neighborhood“ oder die Wohnsituation für das Kind förderlich seien.⁹⁸ Während die Glücksaktivitäten der Kinderfreien die Reproduktionsimperative der Nachkriegszeit herausforderten, tendierten solche sozialpädagogischen Initiativen dazu, verbreitete Reproduktionsnormen zu bestätigen und zu verstärken, zumal sie darauf abzielten, die Legitimität von Reproduktion an eine soziale, moralische und finanzielle Befähigung zur Elternschaft zu koppeln. Sie schrieben sich somit in wirkmächtige Diskurse des 20. Jahrhunderts ein, die Grenzen zwischen erwünschter und unerwünschter Reproduktion festlegten, und waren anschlussfähig an moralisierende Debatten um Familienwerte und Armut, die in den 1970er Jahren aufflammten und um die rassifizierte Sozialfigur der „welfare mom“ kreisten.⁹⁹

Mit dem Strategiewechsel der Organisation veränderten sich auch die Subjektivierungsformen, mittels welchen kinderfreie Aktivist*innen beanspruchten als handlungsmächtige und vernunftgeleitete Individuen akzeptiert zu werden. Subjektivierungspraktiken des „None is Fun“, von den Glückserlebnissen des Ehepaars Peck bis zu den Unfruchtbarkeitstänzen im Central Park, verloren an Bedeutung zu Gunsten von Bestrebungen, Kinderfreie als gesellschaftlich verantwortungsvolle Bürger*innen zu präsentieren, die wissensbasierte und rationale Reproduktionsentscheidungen fällten.¹⁰⁰ Da auch Eltern ein solches Verantwortungsbewusstsein für sich beanspruchen konnten, verlor die Subjektposition der Kinderfreien an Exklusivität, was einige Mitglieder der Organisation auch kritisierten.¹⁰¹

94 Ian Hacking, The Making and Molding of Child Abuse, in: *Critical Inquiry* 17 (1991) H. 2, 253–288, 269.

95 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 7, NAOP's volunteer program, 1980.

96 Vgl. Daniel T. Rodgers, *Age of Fracture*, Cambridge/Mass. 2011.

97 BGSU, MS 373, Box 1, Folder 7, NON News Release, Sixth Annual Non-Parents Day, 30.06.1978.

98 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 5, New Booklet Can Help In Making Parenthood Choice, in: *American News*, 09.11.1976.

99 Heinemann, Wert der Familie, 343–352; Norbert Finzsch, Gouvernementalität, der Moynihan-Report und die Welfare Queen im Cadillac, in: Jürgen Martschukat (Hg.), *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt a. M. 2002, 257–282.

100 Bezeichnenderweise ehrte NAOP im Jahr 1979 die kinderlosen Freiwilligen des *Peace Corps* zu den Nichteltern des Jahres: Aufgrund ihrer Kinderlosigkeit könnten diese ihre Zeit und Energie für das Wohl der Gemeinschaft, der Nation und der Welt einsetzen. BGSU, MS 373, Box 1, Folder 7, Sixth Annual Non-Parents Day, 30.06.1978.

101 Siehe etwa BGSU, MS 373, Box 2, Folder 12, Letters to NAOP, in: *Optional Parenthood Today*, March/Apr. 1979.

Das Glück der Kinderfreien drohte auch aufgrund äußerer Faktoren in den Hintergrund zu treten. Im Jahr 1978 kam in England das erste Baby zur Welt, das durch eine In-vitro-Fertilisation gezeugt worden war. Dieser Durchbruch der Reproduktionstechnologie führte zwar zunächst noch nicht zu höheren Erfolgsraten von medizinischen Kinderwunschbehandlungen.¹⁰² Doch die Geburt des Babys war ein Medienereignis, welches das Vertrauen in die Reproduktionsmedizin erhöhte und Hoffnungen bei kinderlosen Paaren weckte. So beanspruchten nach 1978 bedeutend mehr Paare mit unerfülltem Kinderwunsch medizinische Unterstützung, und die neuen Technologien und die nach Hilfe suchenden Paare standen nun im Fokus einer breiten medialen Berichterstattung.¹⁰³ Unfreiwillig Kinderlose sowie ihre Ängste und Hoffnungen erhielten somit eine bis dahin unerreichte öffentliche Präsenz und gesellschaftliche Sichtbarkeit. Als Folge davon rückte wieder vermehrt eine als Unglück empfundene Kinderlosigkeit ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Während diese Entwicklungen den politischen Aktivismus der Nichteltern nur indirekt betrafen, war NAOP mit politischen und ökonomischen Herausforderungen in den USA direkt konfrontiert. Organisationen, die sich für Reproduktionsfreiheit einsetzten, erlebten Ende der 1970er Jahre eine enorme Gegenmobilisierung von „Anti-Choice“-Gruppierungen, die politisch zunehmend Einfluss nahmen. Eines der ideologischen Kernelemente dieser konservativen Bewegung, die 1980 Ronald Reagan zur Präsidentschaft verhalfen, bestand darin, die traditionelle Familie als Fundament der Nation zu begreifen.¹⁰⁴ NAOP-Aktivist*innen berichteten ernüchtert darüber, wie ihre Arbeit dadurch erschwert und bisherige Errungenschaften bedroht würden.¹⁰⁵ Hinzu kam anfangs der 1980er Jahre die ökonomische Krise. Sie führte zu deutlich geringeren Einnahmen der Organisation, und die Versuche, neue Geldgeber zu gewinnen, hatten keinen Erfolg. Zum Nichtelterntag des Jahres 1982 musste der Präsident von NAOP die Auflösung der Organisation bekannt geben. Im letzten Newsletter blickte die Organisation selbstbewusst auf eine „Decade of Achievement“ zurück. Verloren habe sie lediglich die „cash flow battle“, politisch und gesellschaftlich habe sie enorm viel gewonnen.¹⁰⁶ Was also blieb vom Aktivismus der Kinderlosen und ihrem Glück in den 1970er Jahren?

7. Fazit

Auf kultureller Ebene werden oft eine beschleunigte Individualisierung und ein Wertewandel als bleibende Hinterlassenschaften des Jahrzehnts bezeichnet, und bereits zeitgenössisch wurde versucht, die Bewegung der Nichteltern in diesen Deutungskategorien zu begreifen. Tatsächlich waren Ansprüche auf individuelle Entfaltung und Vorstellungen von individuellem Glück wichtige Referenzen des *Childfree*-Aktivismus; der politische und soziale Zusammenschluss von Individuen, die sich nun neu in

102 May, Barren, 218.

103 Siehe etwa Katharine Dow, Looking into the Test Tube. The Birth of IVF on British Television, in: Medical History 63 (2019) H. 2, 189–208.

104 Doug Rossinow, The Reagan Era. A History of the 1980s, New York 2015, 2 und 22.

105 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 14, Baker to NAOP Members, Winter 1980.

106 BGSU, MS 373, Box 2, Folder 13, Optional Parenthood Today, Summer 1982.

Kollektivkategorien der Nichteltern und Kinderfreien begriffen, entsprach aber gerade nicht jener individuellen Atomisierung und Dissozierung, wie sie etwa Robert Putnam in seinem Buch *Bowling Alone* diagnostiziert hat.¹⁰⁷ Das Pochen auf ein *None is Fun* hatte kein *Bowling Alone* zur Folge, sondern führte vielmehr zu gemeinsamen Bowlingausflügen und anderen sozialen Aktivitäten: Das Glück der NON-Mitglieder war nicht zuletzt ein kollektiv erlebtes und geteiltes. Ein „Wertewandel“ im Sinne einer Hinwendung zu postmateriellen Werten lässt sich zudem kaum erkennen, zumal die Literatur der freiwillig Kinderlosen die finanzielle Last von Elternschaft betonte und Glücksversprechen skizzierte, zu denen eine ausgeprägte Konsumorientierung gehörte.

Wenn wir den Aktivismus der Nichteltern nicht als Symptom, sondern als politisch und gesellschaftlich gestaltende Kraft verstehen, die im umkämpften Feld der Reproduktionspolitik der 1970er Jahre um Visibilität und Akzeptanz rang, so lag seine Produktivität vor allem darin, dass er ein neues Subjekt hervorbrachte: Die freiwillig Kinderlosen oder Kinderfreien, so der Neologismus, der sich auch in der deutschen Sprache zu etablieren begann. Praktiken, Inszenierungen und Diskurse der kinderlosen Glücks waren zentraler Bestandteil dieser Subjektkonstituierung: Sie formten die Selbstverhältnisse von Kinderfreien mit und trugen dazu bei, Kinderlosigkeit als einen rational begründeten und selbst bestimmten Lebensstil zu normalisieren. Das von Kinderfreien mobilisierte und erarbeitete Glück richtete sich dabei gegen jene epistemische Ungerechtigkeit, die nur Wissen über, aber kein Wissen von Kinderlosen zuließ. Weil diese Ungerechtigkeit auf einer Geschlechterordnung basierte und vor allem eine Pathologisierung kinderloser Frauen zur Folge hatte, entfalteten die neuen Subjektivierungspraktiken der Kinderfreien auch geschlechtsspezifische Effekte: Sie trugen zur Pluralisierung weiblicher Subjektentwürfe im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts bei.

Die sozialwissenschaftliche Forschung wirkte sich prägend auf die Subjektivierungspraktiken der Nichteltern aus und veränderte in den 1970er Jahren die epistemischen Grundlagen, auf welchen wissensbasiert über freiwillige Kinderlosigkeit gesprochen wurde. Der Aufschwung von Forschungen zu Lebensqualität und Wohlbefinden trug dazu bei, dass Stimmen von Kinderlosen vermehrt für epistemisch relevant gehalten wurden, und ihre Befunde zum kinderlosen Glück fanden Eingang in die Politik der Kinderfreien und in die medialen Debatten um reproduktive Freiheit. Die Interaktionen zwischen Wissenschaft, Medien und politischem Aktivismus prägten das Glückswissen mit und beeinflussten auch die weitere Forschung. So verstärkten diese Wechselwirkungen die Tendenz der psychologisch orientierten Sozialforschung, Lebensqualität und Wohlbefinden als ein subjektiv empfundenes Glück zu verstehen, das sich durch individuelle Lebensentscheidungen bestimmen ließ. Demgegenüber rückten Machtstrukturen, Fragen von sozialer Ungleichheit und ökonomische Voraussetzungen von Wohlbefinden in den Hintergrund. Diese partielle Blindheit setzte sich in der Wissenschaft vom Glück fort, die in den 1980er Jahren ihren steilen Aufstieg erfuhr. Der Befund des kinderlosen Glücks, der in den folgenden Jahrzehnten zwar bisweilen angezweifelt, mehrheitlich aber bestätigt wurde, schien dabei die Prämisse zu stützen, dass Glück in wesentlicher Hinsicht individuell gestaltbar sei.

107 Robert D. Putnam, *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*, New York 2000.

Die Tendenz, soziale Zusammenhänge in Kategorien des Individuellen zu denken, stellt eine der ambivalenten Hinterlassenschaften der 1970er Jahre dar. Jedenfalls verstellte sie bezüglich des kinderlosen Glücks den Blick auf relevante Zusammenhänge. So ist es bemerkenswert, dass sich die Forschung erst in jüngster Zeit für die sozialen Voraussetzungen elterlichen und nichtelterlichen Glücks zu interessieren begannen. Im Jahr 2015 untersuchte eine Studie den „Happiness Gap“ zwischen Nichteltern und Eltern in 22 OECD-Ländern und kam zum Schluss, dass sich diese Lücke besonders stark in den USA, nicht aber in Frankreich und in skandinavischen Ländern zeige. Von entscheidender Bedeutung für diese Unterschiede – so die Schlussfolgerung der Studie – sei die Großzügigkeit von wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen wie bezahlte Elternurlaube und finanzierte Kinderbetreuung: Sie würden das elterliche Glück deutlich erhöhen, ohne das Glück der Kinderlosen zu schmälern.¹⁰⁸ Die Betonung der individuellen Verantwortung und der Fokus auf individuell wählbare Lebensstile erwiesen sich offenbar lange Zeit als epistemologische Hindernisse für solche Erkenntnisse.

Abstract

The Happiness of the Childless: Political Activism and Epistemic Change in the 1970s

This article examines how happiness and childlessness became linked in the 1970s. When the National Organization for Non-Parents was founded in 1972, the US-American advocacy group gave birth to the childfree movement, whose activists argued that parenthood was an obstacle to marital happiness. Their public performance of childless happiness attracted broad media attention but also faced hostility as it challenged postwar norms of reproduction and gender. Moreover, the happiness of non-parents aroused the interest of social scientists who were studying citizens' quality of life and subjective wellbeing for social policy purpose. By examining the interactions between childfree activism, media, politics, and social research, the article sheds light on epistemic and political transformations in a decade in which issues of reproductive choice and family values were highly contested.

Dr. Pascal Germann, Institut für Medizingeschichte, Universität Bern, Bühlstrasse 26, CH-3012 Bern, pascal.germann@img.unibe.ch

¹⁰⁸ Jennifer Glass/Robin W. Simon/Matthew A. Andersson, Parenthood and Happiness. Effects of Work-Family Reconciliation Policies in 22 OECD Countries, in: American Journal of Sociology 122 (2016) H. 3, 886–929.